

# Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

## Sommerliebe.

In des Frühlings jungen Tagen,  
Wenn die Nachtigallen schlagen  
Durch die Thäler nah und weit,  
Mögt ihr seufzen, mögt ihr klagen  
Von der Liebe süßem Leid:  
Aber zieht der Sommer goldent,  
Ganz bekränzt mit Blütenbolden,  
Im Triumph die Welt entlang,  
Dann zu Füßen eurer Holden  
Singet jubelnden Gesang.

Blöde Jugend mag sich härmern,  
Mag mit Grollen, mag mit Lärmen  
Wandern durch die weite Welt,  
Oder mag auch nächtlich schwärmen  
Einsam unterm Sternenzelt:  
Doch der Mann, bedacht und weise,  
Weiß, wie kurz die Lebensreise,  
Keiner, keiner kehrt zurück,  
Und so hält er, stark und leise,  
Fest den sücht'gen Augenblick.

Holder Sommer meines Lebens,  
Nein, du strahlst mir nicht vergebens,  
Neuer Muth entflammet mich,  
Und die Knospe meines Strebens  
Deffnet deinen Gluthen sich!  
Was ich ehmal's litt und lernte,  
So das Nahe, das Entfernte,  
Alles sproßt auf meinem Pfad,  
Und es reist zu gold'ner Ernte  
Meines Lebens stolze Saat.

Robert Lutz.

## Der letzte Aindöder.

Historisch-vaterländische Novelle von Josef Babnigg.

Erzählt der fernem Nachwelt  
laut meinen unverdienten Fall.  
Richard II.

Nach dem Sturze des Herzogs Tassilo II. von Baiern, und nachdem die in Friaul und Baiern eingebrochenen avarischen Horden besiegt waren, hat Karl der Große zu Regensburg zum Schutze der kaiserlichen Ostmark aus Friaul und Baiern mit Karantänien zwei große Statthalterschaften errichtet, und eine dem Herzog Erich, die andere aber dem Grafen Gerold verliehen. Die Scheidegrenze dieser Statthalterschaften war die Drau. Karantänien, am linken Draufer gelegen, kam unter die Herrschaft Gerold's, das am rechten Ufer der Drau liegende Land zu Friaul, unter jene des Herzogs Erich.

Die beständigen Kriege mit fremden wilden Völkern, welche ihre, bis hin inne gehaltenen Wohnsitze verlassen, und durch Krain und Friaul nach dem schönen Italien zogen, lockten viele Edelleute aus Baiern und Franken nach Krain, und weil sie in diesen Kämpfen immer eine gute Rechnung fanden, siedelten sie sich in Krain an, und erbauten sich auf unseren heimathlichen Bergen Schlösser und Burgen, wohin sie nach vollbrachten Siegen ihre reiche Beute brachten und dort lebten. Dieß bezeugen noch heut zu Tage die vielen deutsch benannten Burgruinen und Schlösser.

Zu dieser Zeit, beiläufig um das Jahr 788 kam auch ein gewisser Arnulf, der Wilde genannt, aus Baiern nach Krain. Dieser kämpfte mit wahren Löwenmuth unter Herzog Erich gegen die heidnischen Avarn, erlangte des Herzogs Günst im vollen Maße, und die Bewilligung, sich im Krainerlande wo immer nach seinem Gutdünken eine Burg zu erbauen. Zur Belohnung seiner Tapferkeit wurden ihm einige Goldmünzen und dreißig Soldner als sein Eigen übergeben.

Mit diesem Häuflein zog Arnulf eine Zeit lang im Lande umher, ein Plätzchen suchend, welches seinem Gemüthe entsprechen würde. Auf einem dieser Züge kam er an den heutigen Gurkfluß. Die Strömung desselben, theils durch zackige Felsen, theils durch fette Tristen, hatte einen eigenen Reiz für ihn, und als ihm ein ziemlich hoher und felsiger Berg zu Gesichte kam, an dessen Fuße die Gurk vorüber rauschte, und der mit alten Buchen und bemoosten Eichen umgeben war, beschloß er hier sich seinen Aufenthalt zu wählen. Die Lage dieses Berges war für ihn eine mehr als erwünschte. Von dichten Wäldern eingeschlossen, den Blicken der Welt entzogen, erhob sich in kurzer Zeit eine kleine Burg, welche er wegen der einsamen Lage Aindö nannte. Von dieser hatte er auch für die Zukunft sich den Namen beigelegt. Hier lebte er, von der ganzen Welt abgeschieden, glücklich und zufrieden. Die Gurk lieferte ihm Fische und die Wälder reichliches Wild. Sein weiteres Wirken und Handeln ging in einem so langen Laufe der Zeit verloren.

Im elften und zwölften Jahrhunderte erst erscheinen Georg, Emerich, Ulrich und Erich von Aindö in einigen Urkunden als Zeugen, woraus zu schließen ist, daß der Stamm der Aindöder, obwohl still, doch immerfort bestand, wenn auch kein Chronist von ihren Thaten bisher eine Meldung machte.

Zur Zeit der Türkeneinfälle in Steiermark und Krain finden wir den Hans von Aindö als einen grimmigen Feind und Verfolger der Türken. Mit einem kleinen Häuflein nahm er an der Kulpä durch einen unvermutheten Ueberfall eine

große Menge der Feinde der Christenheit gefangen, worunter sich einige Pascha und Begs befanden. Diese führte er auf seine Burg, und zwang solche zum Baue seiner neuen und größeren Feste. Die Gefangenen mußten die härtesten Dienste so lange verrichten, bis ihm ein reichliches Lösegeld abgeführt wurde. Er ließ um die Burg Mind eine dreifache Mauer mit verschiedenen, einer dem andern zum Schutze dienenden Thürme aufrichten. In dem Felsen mußten große Räume ausgehauen werden, welche die Bestimmung hatten, zum Aufenthalte der gefangenen Türken zu dienen. In diesen Räumen wurden die Gefangenen auf eine unmenschlich harte Art behandelt. Jeder derselben gab lieber sein ganzes Vermögen dem grausamen Zwingherrn hin, damit er nur von diesem unerträglichen Drude sich befreien konnte. Diese Steingefängnisse, aus welchen zu entinnen eine Unmöglichkeit war, hatten einen panischen Schrecken unter dem türkischen Heere verbreitet. Der Name zeleni grad (grünes Schloß), von dem grünen Steine der Gefängnisse so benannt, war im Stande, ganze Horden der herumstreifenden Türken in die Flucht zu jagen, und der Name Hans von Mind war von den Feinden der Christenheit mit vielfältigem Grolle und schwerem Fluche beladen, die Burg zeleni grad, wie die Türken Mind nannten, aber wie der böse Geist gemieden.

Durch die vielfältig erhaltenen schweren Lösegelder ist Mind zu einem an das Fabelhafte grenzenden Wohlstande gekommen. Dieser Besitz war jedem Feinde unzugänglich gemacht, denn die Burg war im ganzen Lande als uneinnehmbar bekannt. Die Edlen des Landes suchten seit dieser Zeit die Freundschaft der Mind, besuchten solche häufig, und die Gelage, welche dort abgehalten zu werden pflegten, gehörten zu den reichsten und seltensten des Landes Krain.

Dieser glückliche und vielbenedete Zustand der Nachkommen Mind's dauerte bis auf den Jobst von Mind, welcher im vierzehnten Jahrhunderte Katharina von Rambschüssel zur Gattin nahm, und mit ihr Rudolf und Ulrich nebst einer Tochter Magdalena zeugte.

Der Vater war ein ernster Mann, doch alle seine Handlungen streng und rechtlich. Die treue Ergebenheit zu seinem Landesfürsten konnte keine Macht der Hölle erschüttern. Drohte seinem Landesfürsten, seinem Vaterlande oder irgend einem Nachbarn eine Gefahr, so war er trotz seines Ernstes und seines ziemlich hohen Alters immer mit Rath und That bereit, die ausgiebigste Hilfe zu leisten. Seine Söhne Rudolf und Ulrich waren sein treuestes Ebenbild. Frühzeitig in den Waffen und in allen kriegerischen Bedürfnissen, wie solche zur damaligen Zeit von jedem Edelmann gefordert wurden, ausgerüstet, kamen sie an den Hof des Erzherzogs Friedrich zu Neustadt. Hier lernten sie das Fehlende. Ihr angenehmes Neußere, ihr edles Betragen gewannen das Herz ihres Erzherzogs. Diese Liebe und hohe Neigung hatten sie noch mehr dem zu verdanken, weil ihre Ahnen und Urahnen mit unerschütterlicher Treue an dem jeweiligen Landesfürsten hingen.

Erzherzog Friedrich wurde, wie allgemein bekannt, wegen seiner Gerechtigkeit zum deutschen Kaiser gewählt, und reiste nach Italien, um sich mit Leonore, Prinzessin von Portugal,

zu vermählen, sodann aber in Rom sich als römisch-deutscher Kaiser krönen zu lassen. In seinem Gefolge befanden sich auch Rudolf und Ulrich von Mind.

Die Abwesenheit des Kaisers Friedrich benutzte dessen Bruder Albrecht, der bei der Theilung der Besitzungen sich verkürzt glaubte, und als zu Ofen im Jahre 1456 Graf Ulrich von Cilli ermordet wurde, verband er sich mit Ungarn und dem Grafen von Görz, welche Ansprüche auf die Güter des Grafen Cilli machten, um seinen Besitz zu vergrößern, bei welcher Gelegenheit Witowitz, Feldhauptmann des Grafen Ulrich, die Burg Mind aus Rache durch Brand beschädigte, weil Jobst von Mind, wie seine Söhne Rudolf und Ulrich, treu zu dem Kaiser hielten. Dieser Schade war jedoch bald ausgebeffert.

Kaiser Friedrich, von diesem Treiben seines Bruders in Kenntniß gesetzt, eilte schnell aus Italien und ertheilte den Söhnen des Minders die Erlaubniß, ihre Eltern zu besuchen. Die Beiden hatten sich schon die goldenen Sporen verdient.

Es war am Johannisabend 1456, als die beiden Söhne Rudolf und Ulrich wohlgemuth im großen Rittersaale zu Mind mit dem Vater Jobst und der Mutter Katharina an einem großen Eichtische im vertraulichen Gespräche versammelt waren. Am untersten Ende des Tisches saß Magdalena.

Während die Brüder in warmen und feurigen Ausdrücken die Vorzüge Italiens rühmten, des Empfanges der kaiserlichen Braut zu Livorno und Pisa, sowie der prachtvollsten Vermählung im St. Petersdome, wie nicht minder der schönen Turniere erwähnten, des himmlischen Kranzes der anwesenden Damen nicht vergessend, saß Magdalena theilnahmslos mit ihrer Handarbeit beschäftigt und blidte nur von Zeit zu Zeit von ihrer Arbeit auf, nicht um der Erzählung ihrer Brüder zuzuhören, sondern um nicht unartig zu erscheinen, falls man ihre Unachtsamkeit und Gleichgiltigkeit bemerken sollte. Unweit von ihr, in eine Ecke des Saales tief gedrückt, kauerte der Burgvoigt, Giovanni Malatesta genannt, ein treuer Diener, der das ganze Vertrauen des greisen Jobst und dessen Ehegattin besaß. Die Johannistäferchen schossen freudig um den Thurm der Burg herum, in dessen tiefen Mauerspalten die Nachtvögel auf ihren Jungen einsam saßen, um sie vor dem nächtlichen Thau zu bewahren. Andere hingegen schaukelten sich im Dunkel der alten Eichen und krächzten ihre nächtlichen monotonen Laute in die Sommernacht hinaus, ihren Jungen ein wohlgemeintes Schlummerlied bietend. Auf den grünen Matten aber neigten sich zahllose Blümchen zu einander, erzählten lispelnd ihre Träume aus den langen Winternächten und nickten einander traute Grüße zu, wenn der Nachtwind sie leise bewegte. Wieder andere neigten sich tiefgebeugt vom nächtlichen Thau zur Erde niedergedrückt, als wollten sie im stummen Schmerze andeuten, daß manches Auge, das am Tage bezaubernd zu lächeln scheint, bittere Thränen des Nachts ungesehen und ungeliebt weinen muß. Gleichzeitig auf den Bergen brannten zahllose Freudenfeuer, zum Zeichen, daß das Sonnenlicht den höchsten Punkt erreicht hat, oder wie andere meinen, zur Erinnerung, daß

in der Wüste das erste beseligende Licht erschienen ist, welches uns an die geschehene Ankunft des Erlösers mahnt, während die Thiere des Waldes scheu umher flohen, weil sie dieses Ungewöhnliche nicht fassen konnten, bis der anbrechende Tag ihrer Angst ein Ende machte.

So ein Abend war der erwähnte. Mitternacht mochte nicht ferne sein und noch saß die ganze Familie beisammen, nicht müde, zu vernehmen, wie es in der weiten Welt zugehe. Da stieß der Thurmwächter in das Horn. Alle sprangen von ihren Sizen auf, und lugten durch die vom Monde beleuchteten Scheiben des Fensters herab auf den einsamen Pfad, auf welchem der von dem Thurmwächter angekündigte Fremde kommen mußte. Sie täuschten sich nicht.

Auf einem schwarzen Rappen kam ein Mann daher geritten. Ein geschlossener Helm deckte sein Haupt, von dem die langen Locken über den Nacken herab fielen, und ein weißer Mantel bedeckte seine große Gestalt. Ihm nach trabte ein Knappe, wie es schien hart mit dem Schläse kämpfend. Sie waren an die Zugbrücke gelangt.

„Friedrich Zenger, Hauptmann von Güns, in Kaiser Friedrichs Namen!“ scholl es durch die schweigame Nacht.

Die Zugbrücke rollte hinab. Zahllose Diener erschienen und harrten unter tiefen Büdlungen der Befehle des Angekommenen. In dem Hofe kaum angelangt, wurde der Fremde ehrfurchtsvoll von dem biedern Burgherrn empfangen und in den Ritteraal geleitet, wo ihm nach der damaligen Sitte ein silberner Becher zum „Willkommen,“ gefüllt mit altem, goldgelben Weine, unter einem tiefen Knize von dem Burgfräulein zierlich kredenzt wurde.

Der Fremde lächelte zufrieden, ergriff den Becher und leerte solchen in einem Zuge bis auf die Nagelprobe aus. Dieses erfreute ungemein den Burgherrn.

„Ihr kommt im Namen meines Kaisers? Willkommen uns tausendmal! Was ist sein gnädigster Wille und Begeh?“ begann Jobst von Minöd, das Stillschweigen unterbrechend.

„Der Kaiser ist in großer Gefahr. Schnell gerüstet! Nur ein Stündchen Ruhe bitte ich; das Uebrige mit dem Frühesten,“ erwiderte der Fremde und bat dringend um ein Schlafgemach. Er wurde eilends von dem Burgvogte ehrfurchtsvoll dahin geleitet.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Einführung der Kartoffel in Europa.

Sonderbarer Weise fand diese köstliche Pflanze keineswegs die freudige Aufnahme, welche ihr gebührte; im Gegentheil, Unverständnis, Vorurtheil, Nachlässigkeit oder gar Böswilligkeit setzten ihrem Vordringen gar große Schwierigkeiten entgegen und mehr als ein Jahrhundert ging vorüber, bevor sie allgemeinen Eingang fand. Erst die Noth eines Krieges gehörte dazu, um ihr die rechte Geltung zu verschaffen.

Lassen wir alle früheren sagenhaften Angaben bei Seite, so steht fest; daß der Admiral Franz Drake auf seinen Streif-

zügen gegen die Spanier in Südamerika in Peru die Kartoffel kennen lernte und zuerst in England einfuhrte. Man betrachtet nun die bergigen Gegenden von Peru und Chile ganz sicher als das Heimatland der Kartoffeln und findet dieß besonders darin bestätigt, daß die hier wohnende Völkerschaft, die Arawakaner einen besonderen Namen: *Papas* in ihrer Sprache für sie haben, während alle übrigen sich mit Nachahmungen helfen. So z. B. entlehnten die Engländer die Bezeichnung *Potato* von den Spaniern, welche den Namen *Bataten* willkürlich auf die neue ähnliche Frucht übertragen hatten. Und ebenso ist das Wort *Kartoffel* durch Verstümmelung des italienischen *Tartuffli*, d. h. Trüffel entstanden.

Von England aus drangen die Kartoffeln, doch nur äußerst allmählig, nach Frankreich, den Niederlanden, Deutschland und über das gesammte Europa. Erst im Jahre 1616 brachte man sie als eine besondere Seltenheit auf die königliche Tafel in Paris. Nach Sachsen hat sie 1747 der Bauer Hans Rogler in Selb im Voigtlande zuerst gebracht; nach Böhmen ein niederländischer Offizier während des 30jährigen Krieges. Nach Württemberg gelangten sie 1710, nach Preußen 1720 durch die eingewanderten Pfälzer, und in Weimar spornete im Jahre 1757 der Großherzog Konstantin August zum Anbau derselben durch Prämien von je 40, 30, 20 und 10 Thlr. an für Diejenigen, welche die meisten Kartoffeln erzeugten. Aus dieser Veranlassung wurde in Weimar 1857 das hundertjährige Kartoffeljubiläum gefeiert.

Von den vielfachen Fällen, in welchen der Einführung der Kartoffel hartnäckiger Widerstand entgegengesetzt wurde, wollen wir nur einen anführen. Der berühmte Chemiker Parmentier hatte die unendliche Wichtigkeit dieses Gewächses erkannt, und opferte nun hochherzig der Einführung desselben sein ganzes Vermögen. Bis dahin hatten trotz der Aufforderung Ludwig XVI. höchstens die großen Landbesitzer der Kartoffel einige Winkel eingeräumt und die Bauern pflanzten sie nur gezwungen, weigerten sich, davon zu essen, und hielten sie kaum für das Vieh gut genug.

Parmentier versuchte vergebens durch Rede und Schrift dem Anbau der Kartoffel Freunde zu gewinnen; endlich kaufte und pachtete er in der Umgebung von Paris große Strecken Landes, ließ hier Kartoffeln pflanzen und bot die Ernte nun den Bauern zu billigen Preisen an. Allein schon im zweiten Jahre wollte sie Niemand mehr kaufen.

Jetzt aber führte ihn sein Eifer zu dem richtigen Mittel. Er ließ weder mehr umsonst, noch für geringe Preise Kartoffeln vertheilen, sondern forderte hinfert hohe Summen; dazu ließ er mit Trompetenklang in allen umliegenden Dörfern verkünden, daß Jedermann mit der Strenge des Gesetzes bedroht werde, welcher sich unterstände, ihm Kartoffeln zu stehlen. Den nun auch aufgestellten Feldwachen befohl er zugleich, bei Tage sorgsam die Felder zu behüten, des Nachts jedoch sie unbewacht zu lassen.

Da waren nun mit einmal die mit Kartoffeln gefüllten Felder für die Landleute zu wahren Hesperidengärten geworden.

Fürmliche Streifzüge nächtlicher Diebe überfielen die verbotene Frucht; der gute Parmentier erhielt Bericht über die Plünderung seiner Felder, die ihn in die größte Freude versetzten und der Anbau der Kartoffel verbreitete sich nun schnell über alle Gauen Frankreichs.

## Der Mythos von der Sündfluth bei den Indianern Nordamerika's.

Daß der Mythos von einer Sündfluth nicht nur bei den Israeliten (in dem Buch der Genesis), sondern bei Indern, Persern, Griechen, Egyptern vorgefunden wird, ist bekannt. Weniger bekannt dürfte aber sein, daß auch die Indianer Nordamerika's ihre Sündfluth-Mythe haben. Sie ist so origineller Natur, daß sie wohl hier erzählt zu werden verdient. . . Es war einmal, erzählt die indianische Fabel, ein mächtiger Häuptling, der seinen eigenen Sohn tödtete, weil dieser eine Verschwörung gegen ihn angezettelt. Später sammelte der Häuptling die Gebeine seines Sohnes und bewahrte sie nach Landesbrauch in einem ledernen Sack auf. Eines Tages öffnete der Häuptling in Gegenwart seiner Frau diesen Sack und bemerkte darin mit großem Erstaunen eine Anzahl Fische, große wie kleine, die aus dem Sack zu entschlüpfen suchten. Schnell band er ihn zu, befestigte ihn an der Spitze des Daches seiner Hütte und sagte: Niemand möge den Sack unberufener Weise öffnen, denn das Meer sei darin und er könne so viel Fische haben, als er wolle. Eines Tages trat der Häuptling eine Reise nach dem großen See an, der jenseits der Berge lag. In seiner Abwesenheit versuchten vier Zwillingbrüder eines benachbarten Stammes, die von dem wunderbaren Sack sprechen gehört, denselben zu öffnen, um sich von der Wahrheit der Rede des Häuptlings zu überzeugen. Unglücklicher Weise ließen sie aber den Sack fallen. Er platzte und eine ungeheure Wasserfluth entströmte ihm, und bildete ein Meer von Delphinen, Wallfischen, Haifischen und Alligatoren. Das Wasser ertränkte die Menschen, überschwemmte die Wälder mit allem Gethier, das in ihnen hauste, breitete sich überall aus und bildete einen unabsehbaren Ocean, aus dem nur hier und da einzelne Berggipfel hervorragten. . .

So weit der indianische Mythos. Beim Lesen desselben fiel uns übrigens eine Aehnlichkeit mit einem anderen griechischen Mythos ein: der von der Urne der Pandora. Auch diese wurde von unberufener Hand geöffnet und alle Leiden der Menschheit entströmten ihr; und goß der geöffnete Schlauch des indianischen Raziken nicht auch unsäglichen Jammer über die Menschenkinder?

## Die Hugenotten.

Der Name „Hugenotten“ hat nach dem Geschichtschreiber Lhuanus (1544) einen eigenthümlichen Ursprung. In der Stadt Tours herrschte nämlich der Aberglaube, daß der um

997 verstorbene König Hugo Nachts als Gespenst durch die Straßen ziehe und jedesmal durch das sogenannte Hugothor verschwinde. Nun versammelten sich die Calvinisten jener Stadt im Anfang stets gar heimlich und bei Nacht, und überdies kamen sie gewöhnlich in einem bei dem Hugothor gelegenen Hinterhause zusammen. Somit nannte man sie in Tours spottweise „Hugenotten.“ In der Folge wurde der anfänglich nur in Tours gebräuchliche Spottname bald in ganz Frankreich auf die Calvinisten angewandt.

## Literatur.

Der Schleswig-Holstein'sche Krieg von 1864. Von C. v. Winterfeld. Potsdam bei E. Döring.

Man braucht nur den Ort des Erscheinens und das Capitel über die Waffenthat bei Missunde zu lesen, um augenblicklich zu erkennen, daß man es mit einer specifisch preussischen Darstellung des Krieges in den nordalbingischen Herzogthümern zu thun hat. Und dennoch muß man gestehen, daß der Verfasser sich bestrebt hat, so objectiv als möglich zu sein; er schildert die Heldenthaten der Oesterreicher bei Sell und Deversee nach Journalberichten ganz getreu, aber er hat dafür keine Verhimmlungen, wie für die That bei Missunde. Wer diese hinunterschlucken kann, ohne Uebelkeiten zu empfinden, der wird in dem Werke eine ziemlich vollständige Geschichte des Krieges sehen. Die uns vorliegende 1. Abtheilung behandelt den Abschnitt vom Ursprung des Kampfes bis Flensburg. Das ganze Werk ist auf drei höchstens 4 Abtheilungen berechnet.

Oesterreich's Btheiligung am Welthandel. Von P. Revoltella. Triest. Münster'sche Buchhandlung (W. Effmann) 1864.

In Triest hat so eben ein auf Specialbefehl Sr Majestät des Kaisers aus Fachmännern gebildetes Comité sein Urtheil über die von dem geehrten Verfasser ausgesprochenen Ansichten, betreffend die Btheiligung Oesterreichs am Welthandel abgegeben. Wir haben über die Berathungen dieses Comité's nach der „Tr. Jtg.“ berichtet und somit bleibt uns nur zu erwähnen, daß die ausgezeichnete, auf langjährigen Erfahrungen beruhende Denkschrift vom Herrn Revoltella bereits im Spätherbst 1863 geschrieben, aber erst jetzt in Druck gelegt wurde. Für die Handels- und Industriewelt ist der Aufsatz von großem Interesse. Wird die individuelle Selbstthätigkeit ange-regt, wird endlich einmal Oesterreich sich seiner vollen Kraft auf allen Gebieten des Culturlebens bewußt, so wird es auch eine bedeutende Stelle im Welthandel einnehmen. — Der Verfasser hat den Vortrag der nett ausgestatteten Broschüre den im Seekampfe bei Helgoland Verwundeten der österreichischen Marine gewidmet.

Handelspolitische Flugblätter. Heft 1—3. Reichenberg bei Heinrich L. Stiepel. 1864.

Die Handels- und Zollfrage bildet eine der wichtigsten Angelegenheiten der Gegenwart. Schutzzöllner und Freihändler stehen sich gegenüber und suchen ihre Ansichten zur Geltung zu bringen. Preußen und Oesterreich, auf dem nordischen Schlachtfelde Allirte, treunt in Bezug auf die Handelspolitik eine tiefe Kluft. Welche Anschauungen die österreichischen Industriellen hegen, lehren uns nun die vorliegenden Broschüren, welche aus dem Bureau des „Vereins der österreichischen Industriellen“ in die Welt gingen. Obwohl tendenziös gefärbt, ermangeln sie doch eines großen Interesses nicht, zumal sie eine Uebersicht der Handels-geschichte der neuern Zeit und manchen lehrreichen Wink enthalten.

Zur Organisirung der politischen Verwaltung in Oesterreich. Wien, Zamarski & Dittmarsch. 1864.

Das Verlangen nach der politischen Organisirung ist ein brennendes und berechtigtes. Obgleich dringend, so ist doch die Berathung nicht zu bellagen, sie gewährt Zeit, die nöthigen Wünsche und Winkte bekannt zu geben, sie bringt mehr Klarheit und Sicherheit in die ganze Sache. Die vorliegende Schrift betont vor Allem die Selbstverwaltung; ein Beamtenorganismus allein entspreche den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht. Der Verfasser stellt sich bei Entwurfen seines Gebäudes ganz auf den Boden der Februarverfassung. Seine Vorschläge sind beachtenswerth.